
DER ARZT
MEINER TOCHTER
Alina Tipp

Der Arzt meiner Tochter

Leseprobe

Alina Jipp

© Alina Jipp. Alle Rechte vorbehalten.

Kapitel 1

Ich machte gerade eine kurze Pause, als mein Mann mich rief. »Maddie, kannst du mir kurz helfen?« John war meine geliebte bessere Hälfte und seit fünf Jahren mein Ehemann. Schnell verließ ich den aufgeräumten Schreibtisch in meinem ordentlichen Büro, um in sein Chaos zu gehen. Wir waren Ying und Yang, zwei Seiten einer Medaille oder einfach John und Maddie. Auch äußerlich waren wir das komplette Gegenteil voneinander. Während ich klein, zierlich und dunkelhaarig war, hatte er einen leichten Bauchansatz, der bei seiner Größe nur wenig auffiel, sein blondes Haar war kurz und lockig. Die kleinen Pölsterchen störten mich nicht weiter, denn so hatte ich etwas zum Ankuscheln.

»Was kann ich für dich tun, mein Süßer?«, fragte ich ihn, während ich um seinen Schreibtisch herum ging, um ihn zärtlich in den Nacken zu küssen.

»In spätestens 20 Minuten muss ich los zu Black & Black und ich finde die Akte nicht. Hilfst du mir bitte suchen?«, fragte er mich völlig verzweifelt und durchsuchte hektisch den nächsten Stapel Akten auf seinem Tisch. Manchmal fragte ich mich, warum hier mehr Ordner lagen, als wir Kunden hatten. Ein weiterer Stapel machte sich selbstständig und rutschte vom Tisch hinunter, sodass sich die losen Blätter auf dem Boden verteilten. John stöhnte genervt auf und ließ den Kopf hängen. Ich musste grinsen, es war doch immer dasselbe bei ihm.

Schon als wir uns vor sieben Jahren an der Uni in Los Angeles kennenlernten, war er das Chaos in Person. Ich wunderte mich noch heute, dass ich ihn vorher nicht gekannt hatte, obwohl er in unserem letzten Highschool-Jahr nach Aptos gezogen war und wir in einem Jahrgang gewesen waren. Ich hatte ihn zwar einige Male gesehen, mich aber nicht weiter mit ihm beschäftigt. An der Uni waren wir dann einer Arbeitsgruppe zugeteilt worden und ohne mich, hätte er seine Arbeiten nie rechtzeitig abgeben können. Nicht etwa, weil er den Stoff nicht verstand oder er zu faul war, etwas zu tun, sondern weil er seine Sachen nie wiederfand. Aber ich liebte ihn, so wie er war, und wollte ihn auch gar nicht anders haben.

»Mein lieber Chaos-König, die Unterlagen für B&B hast du mir gestern selbst gegeben, damit sie nicht verloren gehen«, erklärte ich ihm, ging dabei zu seinem fast leeren Aktenschrank und zog die gesuchten Unterlagen aus dem richtigen Fach heraus.

»Hier sind sie. Man kann Aktenschränke nämlich wirklich dafür nutzen, um etwas abzulegen«, erklärte ich ihm lächelnd. Nur gut, dass wir mit unserer eigenen kleinen Werbeagentur selbstständig waren. John war wahnsinnig kreativ und schuf wunderbare Kampagnen, aber ohne mich, würde er sie nie wiederfinden. Als Angestellter würde er wahrscheinlich hoffnungslos versagen. Mein Schatz strahlte über das ganze Gesicht, sodass seine Grübchen zu sehen waren. Oh Mann, wie sehr ich die liebte.

»Machst du jetzt Feierabend?«, fragte er mich.

»Ja«, antwortete ich glücklich, »ich muss gleich Paula abholen. Mom hat noch einen Termin beim Friseur.«

Paula war unsere kleine Tochter, unser Sonnenschein und ein süßer Wirbelwind. Sie hatte die hellblonden Haare ihres Vaters geerbt und im Moment standen diese in kurzen Borsten von ih-

rem Kopf ab. Sie hatte sich selbst die Haare abgeschnitten und von ihren ehemals süßen Locken, die sie von mir geerbt hatte, nur dass meine nicht blond, sondern dunkelbraun waren, war nichts mehr zu sehen. Zum Glück wuchsen Haare ja schnell nach.

Es war ein Risiko gewesen, so früh ein Kind zu bekommen und gleichzeitig eine eigene Firma aufzubauen, aber wir wollten es so. Unser Traum war es, eine große Familie zu haben und wir arbeiteten schon seit einigen Monaten daran, dass Paula ein Geschwisterchen bekam. Leider bisher vergeblich.

John griff nach seiner Jacke und machte sich auf den Weg nach Los Angeles. B&B war ein sehr wichtiger Kunde für uns, auch wenn die fünfeinhalb Stunden Autofahrt dorthin eine Herausforderung waren. Er musste wirklich aufpassen, dass er gut durch kam, um pünktlich dort zu sein. Da wir nicht aus Aptos wegziehen wollten, da hier unsere Familien lebten, die uns sehr wichtig waren, war es manchmal schwierig für uns, neue Aufträge zu bekommen. Obwohl sich fast alles über Internet und Telefon regeln ließ, wollten die Kunden meist keine kleine Werbeagentur, wenn diese nicht sozusagen direkt vor der Haustür lag.

Als er weg war, versuchte ich, sein Büro noch etwas aufzuräumen, allerdings schaffte ich das heute nicht komplett. Wie konnte ein einzelner Mensch nur alles so durcheinanderbringen? Ich fand Unterlagen von sechs verschiedenen Kunden und wer weiß, wie viele Ideen für Kampagnen. So gut es ging, sortierte ich alles, aber dann musste ich los, schließlich wollte ich meine Mutter nicht warten lassen. Deshalb schaltete ich nur noch den Anrufbeantworter an, machte alle Lichter aus und stellte die Alarmanlage an, dann lief ich schnell zu meinem Auto, um das kurze Stück zum Haus meiner Mutter zu fahren.

Sie und mein Vater hatten sich scheiden lassen, als ich vier Jahre alt war, jedoch hatten sie zwei Häuser nebeneinander, sodass ich immer guten Kontakt zu beiden halten konnte. Als Kind konnte ich jederzeit selbst entscheiden, ob ich lieber bei Mom oder Dad war. Heute musste ich zugeben, dass ich das manchmal ausgenutzt hatte. Vor allem in meiner Teenagerzeit, da hatte ich jedem der Beiden erzählt, ich sei jeweils beim Anderen und war in Wirklichkeit auf Partys gegangen.

Allerdings hatte ich es nie zu sehr übertrieben und mein damaliger Freund Andrew, bei dem ich zu der Zeit oft war, war noch heute mein bester Freund. Mittlerweile war mein Dad pensioniert, nachdem er einen Arbeitsunfall gehabt hatte. Früher war er Dachdecker gewesen und vor einigen Jahren von einer Leiter gefallen und hatte sich das Knie zertrümmert. Mittlerweile humpelte er zwar kaum noch, aber arbeiten konnte er nicht mehr mit der Verletzung. Damit ihm nicht die Decke auf den Kopf fiel, fuhr er, seit ich die Highschool abgeschlossen hatte, oft monatelang mit seinem Wohnmobil kreuz und quer über den Kontinent.

Meine Mom war Grundschullehrerin und teilte sich mit Johns Mutter, die Hausfrau war, die Betreuung von Paula. Die beiden Omas waren sich einig, dass so ein kleines Kind nicht in fremde Hände gehörte. Und so konnte ich schon kurz nach der Geburt wieder stundenweise ins Büro und meinen Mann davor retten, im Chaos zu versinken. Selbst die vierzehn Tage nach ihrer Geburt hatten schon gereicht, um eine mittlere Katastrophe auszulösen. Eine seiner Ideen fanden wir erst sechs Monate später wieder, da hatte er längst eine neue Kampagne für den Kunden erstellt. Wer kam denn auch auf die Idee, Unterlagen im Tiefkühlfach des Kühlschrankes zu suchen? Ich nicht! Und wir nutz-

ten das Fach auch nur im Hochsommer, wenn wir mal etwas Eis im Büro brauchten. So dauerte es, bis ich diese Unterlagen irgendwann fand. Ich musste immer noch lachen, wenn ich an sein Gesicht dachte, als ich ihm die tiefgefrorenen Unterlagen grinsend unter die Nase hielt.

Auf dem Weg zu meiner Mutter träumte ich mal wieder davon, bald noch ein zweites Baby zu bekommen. Ein kleiner Junge wäre toll, aber über ein Mädchen würde ich mich genauso freuen. Ich träumte von der Zukunft mit zwei Kindern, als mich plötzlich ein Krankenwagen mit Blaulicht überholte. Mich beschlich ein komisches Gefühl, hoffentlich war bei meinen Lieben alles in Ordnung. ›Mach dich nicht verrückt, Maddie‹, dachte ich noch, als ich in die Straße einbog, in der meine Eltern lebten. Aber jetzt wurde mein schlechtes Gefühl bestätigt, der Krankenwagen stand direkt vor dem Haus meiner Mutter. Mein Herz zog sich schmerzvoll zusammen, hoffentlich ging es meiner Mom gut. Sie war doch erst Anfang sechzig, sportlich und lebte gesund. Vorsichtig parkte ich neben dem Krankenwagen, stieg aus und rannte ins Haus. Wenn ich allerdings geahnt hätte, was mich dort erwartet hatte, wäre ich noch viel schneller gelaufen.

Kapitel 2

Nicht meiner Mutter war etwas passiert, sondern mein kleiner Engel Paula lag auf der Trage der Rettungssanitäter und wurde gerade festgeschnallt, als ich das Wohnzimmer betrat. Entsetzt registrierte ich den Beutel mit Flüssigkeit, den einer der Sanitäter hochhielt und dessen Schlauch in einer Nadel im Arm meines Babys endete. Paula schien bewusstlos zu sein und war leichenblass. Schnell lief ich zu ihr und streichelte ihre Wange. Meine Mutter erklärte den Rettungsassistenten währenddessen, wer ich war. Meine Kleine reagierte nicht und meine Befürchtungen schienen sich zu bestätigen, sie war nicht bei Bewusstsein. Was war nur los? Ich blickte verzweifelnd meine schluchzende Mutter an und hätte am liebsten einfach mitgeweint.

»Mom, was ist passiert?«, fragte ich völlig geschockt und rechnete damit, dass sie etwas von einem Unfall erzählte, doch dem war aber nicht so.

»Ich weiß es nicht«, schluchzte sie, »Paula hatte schon den ganzen Tag über Kopfschmerzen und dann ist sie plötzlich beim Spielen einfach umgefallen und wurde nicht mehr wach. Ich habe sofort den Rettungsdienst angerufen.«

»Was hat sie?«, verzweifelt sah ich den Rettungssanitäter an, aber der zuckte nur mit den Schultern.

»Kann ich so nicht sagen. Wir bringen sie jetzt ins Krankenhaus, dort kann sie genauer untersucht werden. Wir stabilisieren

solange ihren Kreislauf. Wollen sie mitfahren?«, fragte er mit ruhiger Stimme. Was für eine Frage? Natürlich wollte ich mit, ich konnte meine Paula doch nicht alleine lassen. Eine Antwort ersparte ich mir und folgte den Sanitätern einfach in den Krankenwagen.

»Ich packe euch ein paar Sachen zusammen und komme dann nach«, rief meine Mutter uns noch hinterher, aber ich hörte ihr gar nicht wirklich zu, da ich nur Augen für Paula hatte. Sie sah so winzig und zerbrechlich aus, auf dieser großen Trage.

Der eine Sanitäter schwang sich auf den Fahrersitz und der andere deckte meine Kleine noch zu, ehe er sich neben sie setzte. Für mich wurde ebenfalls ein Sitz aufgeklappt. »Schnallen Sie sich bitte an, Mrs. Stone«, forderte er mich auf. Da John und ich schon unsere Werbeagentur »Stone&Stark« führten, als wir geheiratet hatten, hatte ich meinen Mädchennamen behalten und auch Paula trug diesen. Während der Fahrt stellte er mir einige Standardfragen über meine Tochter, die ich, wie ein Roboter, brav beantwortete, ohne groß nachzudenken. Kaum waren wir im Krankenhaus, wurde sie auch schon aus dem Wagen gehoben und schnell in ein Untersuchungszimmer gebracht. Ich lief einfach hinterher. Kurz darauf betrat ein Arzt den Raum und untersuchte meine Kleine wortlos.

»Mrs. Stone?«, sprach er mich dann endlich zum ersten Mal an.

»Warten Sie bitte im Warteraum, wir müssen einige Tests mit Ihrer Tochter machen.« Ich sah ihn entsetzt an.

»Kann ich dabei nicht bei ihr bleiben?«, fragte ich leise, aber er schüttelte den Kopf.

»Wir rufen Sie, sobald wir etwas Neues wissen. Jetzt müssen wir erst einmal heraus finden, was Ihrer Tochter fehlt«, antwor-

tete er, drehte sich um und ging schnell davon. Ich starrte ihm minutenlang hinterher, bis mich eine Krankenschwester aufforderte, nun endlich den Wartebereich aufzusuchen.

Das Wartezimmer war ein trostloser, grau gestrichener Raum mit zwölf gelben Plastikstühlen. Ein abstraktes Bild hing an der Wand neben einem Kaffeeautomaten, ansonsten gab es nur ein kleines weißes Tischchen, auf dem ein paar Zeitschriften lagen. Zum Hinsetzen war ich viel zu aufgewühlt, also lief ich unablässig von der Tür zum Fenster und wieder zurück. In meinem Kopf kreisten die Gedanken unaufhörlich. Was hatte Paula? Hatten wir irgendetwas übersehen? War sie schon krank gewesen, als ich sie heute Morgen bei meiner Mutter gelassen hatte? Sie hatte wie immer gewirkt, aber vielleicht ging es ihr schon schlecht, als ich gefahren bin und ich hatte es einfach nicht bemerkt.

Ich brauchte zwanzig Schritte, um von einer Seite zur anderen zu gelangen. Also lief ich immer wieder diese zwanzig Schritte zum Fenster, warf einen Blick auf den grauen, verregneten Parkplatz, drehte mich um und lief wieder zurück, um einen Blick durch das Fenster in der Tür, auf den Gang zu werfen. Die Uhr, die dort hing, musste kaputt sein, die Zeiger bewegten sich kaum, egal, wie lange ich auch darauf starrte. Wie konnte die Zeit nur so langsam vergehen?

Ich versuchte mehrmals, John auf dem Handy zu erreichen, während ich auf und ab lief, aber er ging einfach nicht an sein Telefon. Wahrscheinlich hatte er es während der Fahrt auf lautlos gestellt. Beim wer weiß wievielten Blick durch das Fensterchen der Tür, sah ich meine Mutter den Gang entlang kommen. Schnell öffnete ich diese, um ihr entgegenzugehen. Die Warterei machte mich wahnsinnig, aber nun war ich wenigstens nicht mehr alleine.

»Weißt du schon, was sie hat?«, fragte Mom schluchzend und nahm mich in den Arm. Ich klammerte mich an sie und schüttelte traurig den Kopf.

»Sie untersuchen Paula noch, ich durfte nicht bei ihr bleiben«, flüsterte ich verzweifelt.

»Hast du John schon erreicht?«, fragte sie weiter und wieder konnte ich nur den Kopf schütteln.

»Er ist wahrscheinlich noch auf dem Weg oder er ist gerade bei B&B im Meeting. Es wäre unser erster wirklich großer Auftrag in L.A., wenn es klappen würde. Er wird sein Handy ausgeschaltet haben«, seufzte ich.

Warum musste gerade heute dieser Termin sein? Von Los Angeles hierher würde er Stunden brauchen und noch wusste er ja nicht, dass Paula im Krankenhaus war. Zum Glück hatte er meinen Vorschlag über Nacht in L.A. zu bleiben, abgelehnt und wollte gleich nach dem Termin zurückfahren. Ich schluchzte auf, als ich darüber grübelte, was mein Engel nur haben könnte. Meine Mom zog mich einfach in ihren Arm und führte mich zu einem dieser gelben Stühle. Wir setzten uns und ich lehnte meinen Kopf an ihre Schulter. Uns liefen beiden die Tränen über die Gesichter. Warum kam nur niemand und sagte mir, was los war? Ich hatte das Gefühl, schon mehrere Stunden hier zu warten. Als ich allerdings auf mein Handy sah, bemerkte ich, dass erst fünfundvierzig Minuten vergangen waren. Wie lange mussten wir wohl noch warten?

Auch nach zwei weiteren Stunden im Warteraum hatte ich John noch immer nicht erreicht. Nachdem die Krankenschwester an der Rezeption mich zweimal böse angemeckert hatte, traute ich mich auch nicht mehr nachzufragen. Kein Mensch kam, um mir zu sagen, was mit Paula los war.

Zwanzig endlose Minuten später ging endlich die Tür des Warteraumes auf und ein Arzt trat ein.

»Mrs. Stone?«, fragte er.

»Ja. Wie geht es Paula?«, fragte ich aufgeregt. In diesem Moment klingelte mein Handy, doch ohne hinzusehen, drückte ich den Anruf weg und schaltete es aus. Der Arzt räusperte sich.

»Handys sind im Krankenhaus verboten, Mrs. Stone. Aber nun zum Thema. Ich bin Doktor Taylor und habe Ihre Tochter untersucht. Sie ist jetzt wieder bei Bewusstsein, allerdings hat sie große Schmerzen und wir mussten ihr starke Schmerzmittel verabreichen.«

Dr. Tayler blickte mich nun traurig an. Ich ahnte bereits Schlimmes und hielt vorsorglich die Luft an.

»Leider habe ich keine guten Neuigkeiten für Sie, Mrs. Stone. Wir haben gleich einige Untersuchungen gemacht, um eine Kindesmisshandlung auszuschließen, deshalb durften Sie auch nicht dabei sein. Es tut mir leid, aber bei den Symptomen hätte es auch eine Kopfverletzung durch Schütteln sein können. Das konnten wir ausschließen, aber Ihre Tochter hat vielleicht einen Hirntumor. Ob es wirklich einer ist und wenn ja, ob dieser dann gut- oder bösartig ist, können wir ohne weitere Untersuchungen und eine eventuelle Operation nicht feststellen.«

Ich keuchte auf. Mein Baby sollte einen Hirntumor haben? Vielleicht bösartig? Sie ist doch erst drei Jahre alt, fast noch ein Baby. Das durfte einfach nicht sein!

»Mrs. Stone?«, riss der Arzt mich aus meinen Gedanken.

»Ihre Tochter muss so schnell wie möglich weiter untersucht werden. Hier bei uns ist das aber nicht möglich. Ich empfehle Ihnen, Ihre Tochter sofort nach Los Angeles verlegen zu lassen. Besprechen Sie das mit dem Vater und sagen mir oder meinen

Kollegen Bescheid. Wenn Sie möchten, dürfen Sie nun zu ihr.« Ob ich möchte? Ich wollte nichts anderes, nur zu meiner Tochter und mich davon überzeugen, dass es ihr gut ging und der Arzt Unrecht hatte. Es durfte einfach nicht wahr sein.

Meine Mutter und ich folgten dem Arzt in das Zimmer, in dem meine Tochter lag. Sie sah so winzig und zerbrechlich aus in diesem riesigen Ungetüm von Bett. An den Seiten waren Gitter angebracht, damit sie nicht herausfallen konnte. Sie war an einen Überwachungsmonitor angeschlossen und hing an einem Tropf. Was war nur passiert? Heute Morgen hatte ich eine süße, gesunde und sehr aufgeweckte kleine Tochter und nun sollte sie vielleicht todkrank sein? Ich konnte und wollte es nicht glauben. So grausam konnte das Schicksal doch nicht sein.

Ich zog mir einen Stuhl ans Bett und setzte mich neben Paula. Immer wieder streichelte ich ihr zärtlich mit dem Zeigefinger über die Nase und die Wangen. Ich merkte gar nicht, dass meine Mutter auch noch da war und auch nicht, wie die Zeit verging.

»Maddie«, sprach meine Mutter mich irgendwann an, »ich gehe raus und versuche, John zu erreichen.«

Ich nickte nur und schämte mich; an ihn hatte ich gar nicht mehr gedacht, seit ich an Paulas Bett saß. Ich wusste nicht einmal, ob er der Anrufer gewesen war, den ich weggedrückt hatte. Paula war im Moment das Einzige, was noch für mich zählte und ich schwor mir, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um sie zu retten.

Nach einiger Zeit, waren es Minuten oder Stunden, ich konnte es nicht mehr sagen, kam meine Mutter zurück.

»Ich habe John auf die Mailbox gesprochen, er geht immer noch nicht an sein Telefon«, erzählte sie mir. Ich seufzte. Wo war

er nur? Mittlerweile war es dunkel geworden, er hätte längst auf dem Heimweg sein müssen. Eine Schwester betrat das Zimmer.

»Die Besuchszeit ist vorbei, wollen Sie über Nacht hierbleiben, Mrs. Stone? Ich lasse Ihnen dann eine Pritsche aufstellen.« Sie sah mich mitleidig an, während sie sprach.

»Natürlich bleibe ich hier!«, sagte ich. Nichts und Niemand hätte mich daran hindern können.

»Schatz, ich gehe dann jetzt. Soll ich dir morgen früh ein paar Sachen bringen?«, fragte meine Mutter liebevoll.

»Danke, Mom, das wäre lieb. Und könntest du weiter versuchen, John zu erreichen?«, erwiderte ich.

»Natürlich, Maddie. Bleib stark, Paula braucht dich!«, sagte sie noch, ehe sie ging.

Ein Pfleger brachte die Pritsche für mich herein und stellte sie ans Fußende von Paulas Bett. Zum Glück hatte meine Mutter mir ein Nachthemd und eine Zahnbürste eingepackt. Nun lag ich auf der Liege und wartete darauf, dass John endlich kam, aber die Einzige, die das Zimmer ab und zu betrat, war die Nachtschwester. Sie kam jede Stunde um die Werte zu kontrollieren oder den Tropf zu wechseln. Ich lag ewig wach und konnte nicht einschlafen. Tränen liefen mir lautlos über das Gesicht und ab und zu schluchzte ich doch leise. Die Nachtschwester kam zurück und reichte mir eine Packung Taschentücher.

»Weinen Sie ruhig, das hilft. Sie müssen in nächster Zeit noch oft genug stark sein«, sagte sie leise und verließ das Zimmer. Hier lag ich nun, alleine bei meiner Tochter. Wie viel Zeit blieb mir noch mit ihr? Das waren meine letzten Gedanken, ehe ich erschöpft in einen unruhigen Schlaf fiel.

Weiterlesen?

Hier endet die Leseprobe.

Wie es mit Maddie und Sebastian weitergeht,
erfährst du im vollständigen Buch.
Das gibt es überall, wo es E-Books gibt, zum Beispiel hier:

Bei Amazon

Bei Thalia

Mehr zum Buch auf alina-jipp.de